

Das Ideal eines Konservativen

Von Bertha von Suttner²⁸³

Gewöhnlich, um den Effekt der manövrierten Siege zu erhöhen, wird ein gefährlicher, womöglich übermächtiger Feind angenommen, der zuletzt, nach allerlei kriegskunstgerechten Angriffen jämmerlich geschlagen wird. Einen solchen grimmigen Gegner will ich mir auch heraufbeschwören. Ich bin so sehr von dem Vertrauen in den Fortschritt durchdrungen, daß es mir beinahe überflüssig scheinen würde, mir dieses Vertrauen erläutern zu wollen: aber wenn ich mir einen Widersacher vorstelle, so werde ich mit Eifer seine wahrscheinlichen Einwürfe widerlegen, und die eigene Ansicht eindringlich vertreten. Das Bild meines verehrlichen Nachbarn, des Großgrundbesitzers Grafen R., paßt mir gerade recht. Ein richtiger neuerungshassender, fortschrittverleugnender, altertumsverteidigender und „daß alles beim Alten bleibe“ wünschender, alter Herr.

Ich habe öfters das Vergnügen, ihn zu sehen; aber wenn wir zusammenkommen, so vermeide ich es, mit ihm zu streiten. Unsere Anschauungen gehen so weit auseinander – das fühlen wir Beide – daß wir über gewisse Dinge lieber gar nicht reden; und wenn doch manchmal eine kleine Uneinigkeit auftaucht, so bin ich gewöhnlich der erste, der das Gespräch wieder auf einen gleichgiltigen Gegenstand lenkt. Ich bin ein ungeschickter Sprecher; es fehlt mir die Gabe meine Ansichten in fließender Rede zu behaupten, und der Ärger über unlogische Einwürfe packt mich gleich so bei der Gurgel, daß ich nicht weiter reden kann. So hat mich der gute Graf – übrigens ein ganz liebenswürdiger Herr – schon oft in Wut gebracht; meine schönsten Argumente verschwanden unter kläglichem Stottern und ich ward scheinbar geschlagen. Hinterher quälte ich mich dann mit allerlei gelungenen Antworten, die ich ihm hätte sagen sollen, oder die ich ihm das nächste Mal sagen würde. Wenn es aber dazu kam, so waren alle meine vorbereiteten Phrasen verschwunden oder durch eine seiner Gegenreden wieder als Erstickungswerkzeuge in meine Kehle zurückgedrängt. [...]

Es ist schon so der naturgemäße, fatale Gang von der Meinungsverschiedenheit bis zur Rauferei, daß sogar dieser in Gedanken geführte Streit ganz gegen meine vorgefaßte Absicht in einem Duell geendet hat. Ein Miniaturbild von der Entstehung der Parteikämpfe und der Sektenkriege. Das kaltblütige Austauschen entgegengesetzter Meinungen ist kaum denkbar. Die Gedankenwege der Gegner gehen so weit auseinander, daß jeder – wenn er in der Diskussion etwas vorgeschritten ist – sein leises

283 Bertha von Suttner: *Inventarium einer Seele*. 3., verbesserte Aufl. Dresden; Leipzig: Pierson 1892, S. 51–52, 62–63 und 236–238. – Suttner zeichnet im *Inventarium einer Seele* zwei Varianten eines reaktionären Typus, mit welchen das erzählende Ich in Gedanken Diskussionen führt und diese niederschreibt. Im vorliegenden Textausschnitt finden sich die zwei Beschreibungen dieses Typus und – als mittlerer Textteil – eine Reflexion des erzählenden Ichs.





Wort zum Schrei erheben muß, wenn er von dem Andern noch gehört werden will; endlich bleiben in der Entfernung nur mehr die Grobheiten verständlich und da giebt es keine andere Befriedigung, als mit geballter Faust – oder, je nach Umständen, mit einer Kriegserklärung – auf einander herzufallen.

Eine Rede kann nur dann verkettete Gedankenbilder einigermaßen zur Anschauung bringen, wenn ihr Ununterbrochenheit zugesichert ist, wie im Kathedervortrag oder in der Predigt – aber der freie Widerspruch drängt den Redner unaufhörlich in labyrinthische Nebenwege. Wer hätte es je erlebt, daß von zwei Streitenden einer den andern zu seiner Meinung überführt hätte? Überzeugung ist ein gar fest und gar langsam Wurzel fassendes Gewächs. Viertelstündige Wortfolgen vermögen weder es einzusetzen, noch es auszureißen. Wir können freilich manche unserer Ansichten in drei Worten ausdrücken; aber es waren gewiß nicht nur drei Worte, die eine solche in unserem Bewußtsein zum Leben weckten; dazu gehörte eine unberechenbare Masse von Eindrücken und Erkenntnissen, welche sich unsern sämtlichen vorhergegangenen Erkenntnissen amalgamiert haben. In der Natur giebt es keine Sprünge – und ebensowenig in unserem Geiste. Es kann kein einziger Gedanke darin Eingang finden, der sich nicht in einer natürlichen Filiation an die bereits vorhandenen anschließen ließe. Um eine chinesisch ausgesprochene Wahrheit – und wenn dieselbe noch so einleuchtend wäre – zu unserm Wissensschatz zu fügen, müssen wir erst chinesisch verstehen. Dieses Beispiel führt freilich einen gar weiten Abstand zwischen dem Aufzufassenden und der Auffassungsmöglichkeit an; aber ebenso unbegreifbar, wie eine chinesische Phrase, ist uns ein Satz in der eigenen Sprache, wenn er von unserer Gedankenkette auch nur um die Entfernung eines Gliedes entrückt ist. Man nimmt eine neue und fremde Idee nur dann in sich auf, wenn deren Keim in dem eigenen Erkenntnisfelde schon verborgen lag, und nun, durch den Anstoß von außen, seine Hülle sprengt. Jede Überzeugung muß sich auf eine vorhergegangene Überzeugung stützen. Darum hören wir so gerne die Ansichten derer, die eigentlich unserer Ansicht sind. Was wir längst als wahr empfunden, das bringen sie in neuer, klarer Form zum Ausdruck, und die eigenen Gedanken sprießen kräftiger hervor und umschlingen und vermehren sich. [...]

Ich werde mir nun wieder meinen gedachten Grafen herbeicitieren und mit ihm nach Herzenslust streiten. Das ist ein harmloses Vergnügen.

Diesmal denke ich mir ihn als Staatsmann. Dabei werde ich mir vielleicht selbst einige Meinungen beibringen, die ich mir gar nicht zumutete, denn aufrichtig: um meine politische Färbung befragt, müßte ich antworten „gar keine“, aber meinem Phantasiegrafen gegenüber werde ich trachten, Meinungen zu entwickeln – den seinigigen so entgegengesetzt als nur möglich – und es kann sein, daß ich mich dabei in eine ganz ordentliche Nüance hineinrede.

Hier sitzen wir wieder bei unserem schwarzen Kaffee. Diesmal aber nicht unter meinem Dache – damit ich nicht als Hausherr liebenswürdig zu sein brauche – sondern im alten Ahnenschlosse des Grafen selbst. Die ihn hier umgebenden Dekorationen

voll Erinnerungen an feudale Größe passen auch viel besser zu seiner Physiognomie. Seine Ansichten und Lebensanschauungen erscheinen in dieser Umgebung auch ganz natürlich und berechtigt. Er ist Besitzer der Herrschaften Altstadt, Bünzberg und Mirdorf; Kapitular-Großkomthur des St. Georgordens, Maltheserritter, erblicher Reichsrat, Kämmerer usw. usw. – Wie soll er da Ideen huldigen, die das Prestige all' dieser Herrlichkeiten zu bannen drohen?

Hinter den Erkerfenstern sieht man den weitgestreckten Park und das Thürmchen der Schloßkapelle. In diese gelangt man durch eine mit Ahnenbildern geschmückte Galerie. Des Grafen Vetter, der Erzbischof, hat heute Morgen in der Kapelle Messe gelesen. Vormittags (denn es ist des Schloßherrn Namenstag) präsentierte sich gehorsamst eine Schar von Beamten in schwarzem Frack und weißer Halsbinde „untertänigst zu gratulieren“ – auch aus dem nahen Städtchen kamen der Doktor und der Notar. Dies hinterließ eine leise Vorstellung in des hohen Herrn Gemüte, daß die sogenannte „Intelligenz des Landes“, welche nun auch gern in Staatsangelegenheiten laut mitsprechen wollte, eigentlich von Natur aus eine rückengekrümmte Baggage ist. Vielleicht ist er zu höflich, und – bei unserer Zeit – zu vorsichtig, dieses leise Gefühl auszudrücken, aber es bildet einen Untergrund seiner sozialen Anschauungen. Die jetzt zu häufig gemachte Erfahrung, daß „solche Leute“ bisweilen zu eben so hohen Staatswürden gelangen, wie sie seines Hauses Erbrecht sind, mischt eine Dosis von Gallapfel in sein politisches Gemüt, und ein etwas strenger Zug um die festgeschlossenen Lippen, eine Schmerzensfalte zwischen den zusammengezogenen Brauen, drückt die erhabene Mißbilligung aus, welche er gegen den allgemeinen Stand der Dinge peinlich empfindet. Um den konservativen Hemdkragen (knapp geschlossen und steif stehend) ist die schwarze Halsbinde in konservativer Schleife gebunden; am vierten Finger der wohlgepflegten Rechten sitzt ein breiter, wappengravierter Siegelring; die mit dem Trauring geschmückte Linke (der Graf ist mit einer Prinzessin Oettenberg-Reitz-Streitz vermählt) schiebt sich gerne mit Ministerwürde in den Westenausschnitt. Das Räuspern klingt streng, der Blick ist scharf, die Haltung imposant; die ganze Erscheinung ist die eines mit seinem Mündel unzufriedenen Weltvormundes.

Wenn ich in Wirklichkeit einem solchen Wesen begegne, so fühle ich mich von dessen Größenwucht überwältigt. Seine Selbstverehrung umgiebt ihn mit einer solchen Atmosphäre von Wichtigkeit, daß ich nur denke: Der Mann hat von seinem Standpunkte aus ganz recht so imposant zu sein und das einzige, was mir übrig bleibt, ist, mir imponieren zu lassen. Ich wage in solcher Gesellschaft höchstens einen kleinen Ausflug in genealogische, heraldische oder tagesgeschichtliche Gespräche und sehe dabei aus, wie ein die Notwendigkeit strengster Vormundschaft anerkennendes Mündel ... aber politische Diskussionen? Gott bewahre! Es ist niemals angenehm, verachtet zu werden und das wäre alles, was ich erreichen könnte, wenn ich dem Grafen gegenüber meine von ihm *en bloc* verabscheuten Ansichten entwickeln wollte. Nebstbei erkenne ich, daß er, so wie er ist, auch notwendig sein muß; daß er den Platz, auf welchem seine Ideen wurzeln, würdig ausfüllt; daß die Bedingungen sei-



ner Verhältnisse, die Grundlage seiner Erziehung, die Tendenzen seines Standes, die Gesinnungen seiner Genossen, kurz alles, was ihn umgibt, ihn zwingend zu dem stempelt, was er ist. Wie sollte ich versuchen wollen, ihn zu meinen Ansichten zu bekehren, oder auch nur dieselben für mich in Anspruch zu nehmen, nachdem ich doch von vornherein weiß, daß ich dadurch nur Geringschätzung auf mich ziehen würde, nur ein Eingereihtwerden in die Liste der Verpönten ... So etwas wäre doch wahrlich kein geselligbehaglicher Schwarzer-Kaffee-Genuß.